

The background of the cover is a detailed painting. In the foreground, a person's hands, wearing a white sleeve, are shown examining a small plant with green leaves and pink flowers. The plant is resting on an open book. The background of the painting depicts a tropical landscape with palm trees, a body of water, and distant islands under a hazy sky.

Heinrich Detering

Menschen im Weltgarten

*Die Entdeckung
der Ökologie in der Literatur
von Haller bis Humboldt*

Wallstein

Heinrich Detering
Menschen im Weltgarten
*Die Entdeckung der Ökologie
in der Literatur von
Haller bis Humboldt*

Heinrich Detering
Menschen im Weltgarten

*Die Entdeckung der Ökologie
in der Literatur von
Haller bis Humboldt*



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Die Entdeckung der Ökologie in der Literatur von Haller bis Humboldt

Weltgarten und Gaia: Mitsein (9) — Imaginierte Untergänge: Katastrophenbewusstsein (11) — Wissenschaften und Literaturen (12) — Ökologie (18) — Rote Fäden, enge Grenzen (25)

I. »Ihr Schüler der Natur«:

Albrecht von Hallers *Alpen* und die Subsistenzwirtschaft

Eine Bergtour im Sommer 1728 (29) — Goldenes Zeitalter und Subsistenzwirtschaft (35) — Kein Eden, kein Arkadien: Hallers Entwurf eines Dritten (45) — Der Liebe holdes Reich: Natur und Sexualität (47) — »Maaß« und »Freyheit«: Politische Ökologie (52) — Intermezzo: Grenzüberschreitungen und Widersprüche (55) — Zweifache Revision: Politische Kritik und botanische Präzisierung (57) — *Enumeratio methodica*: Pflanzengesellschaften und Diskurswechsel (60) — Heldengedichte und Liebeslieder: Poetologische und mediale Selbstreflexivität (68) — Die *Alpen* in Bewegung: Hallers formsemantische Revision (73) — »Zuerst war ich ein Kraut«: Das Ökosystem und der Embryo (81)

II. Höllenfahrt:

Carl von Linné im Industriegebiet

Der ökologische Abenteurer (89) — Ganz unten: »in Leibesbedrohung« (102) — *Descensus ad inferos*: Mythologisches Erzählen (105) — Extrempunkte: Zwei Reisen und ein Schlussgebet (110) — Eine »moralische Ökologie«: Linnés *Nemesis Divina* (115) — Der Mensch als Vierfüßler: Herrschaft oder Involvierung (119)

III. »unser irdischer Planet«: Brockes' globale Gedankenexperimente

Schöpfungslob und Katastrophenträume (125) — Erde, Feuer, Wasser, Luft: Kontrafaktische Gedankenexperimente (131) — Scheiternde Welten (144) — Theodizee- und Anthropodizeefrage (151) — Utopie als Science-Fiction (155)

IV. Das Ende der Erde: Lichtenbergs globale Imagination

Geologische Phantasien (161) — Experimente mit dem Globus: Weltuntergänge (165) — »Die chemisch zerstörte Erde« (169) — Leichenverwertung (179)

V. Metamorphosen: Goethes Verwandlungen

V.1 *Die Metamorphose der Pflanzen* und die Hefte *Zur Morphologie*

Ein Gedicht, vier Kontexte (184) — Wissenschaft und Poesie begegnen sich wieder: Goethes Selbsterklärung 1817 (188) — Die Liebe der Pflanzen: Literarische Anregungen (193) — Metamorphose und Mystagogik: Die alten Texte im neuen Kontext (196) — Liebende im Weltgarten: Elegie und Autobiographie (206) — Kette der Wesen, Kette der Verse: Formsemantik und Aporie (210) — Ein neuer Aufbruch: Meeresdichtung und »Wasser-Erde« (216)

V.2 Das Leben im Meer und seine Zerstörung: Leben und Sterben in *Faust II*

Metamorphosen aus dem Meer: *Klassische Walpurgisnacht* (220) — Metamorphosen auf dem Theater (221) — Metamorphosen des Textes (225) — Biologische und *Poetische Metamorphosen* (231) — Fausts Meeresverdrängungsprojekt (234) — Der Patron und seine Maschinen (241) — Auf Vernichtung läuft's hinaus: Der Sumpf im falschen Paradies (248) — Walpurgisnacht und Bergschluchten: Fausts Endspiel (253)

V.3 Uralte Einsamkeit:
 Wilhelm Meister liest *Lenardos Tagebuch*

Baumwollen-Manufactur (257) — Die sieben Tage der Welt: Eine Alpenwanderung (260) — Abschied von Haller: Der unterbrochene Kreislauf (264) — »Maschinenwesen«: Untergangsvisionen (268)

VI. Der Tote im Bergwerk:
 Naturgottesdienst und Sprachreflexion
 bei Arnim und Novalis

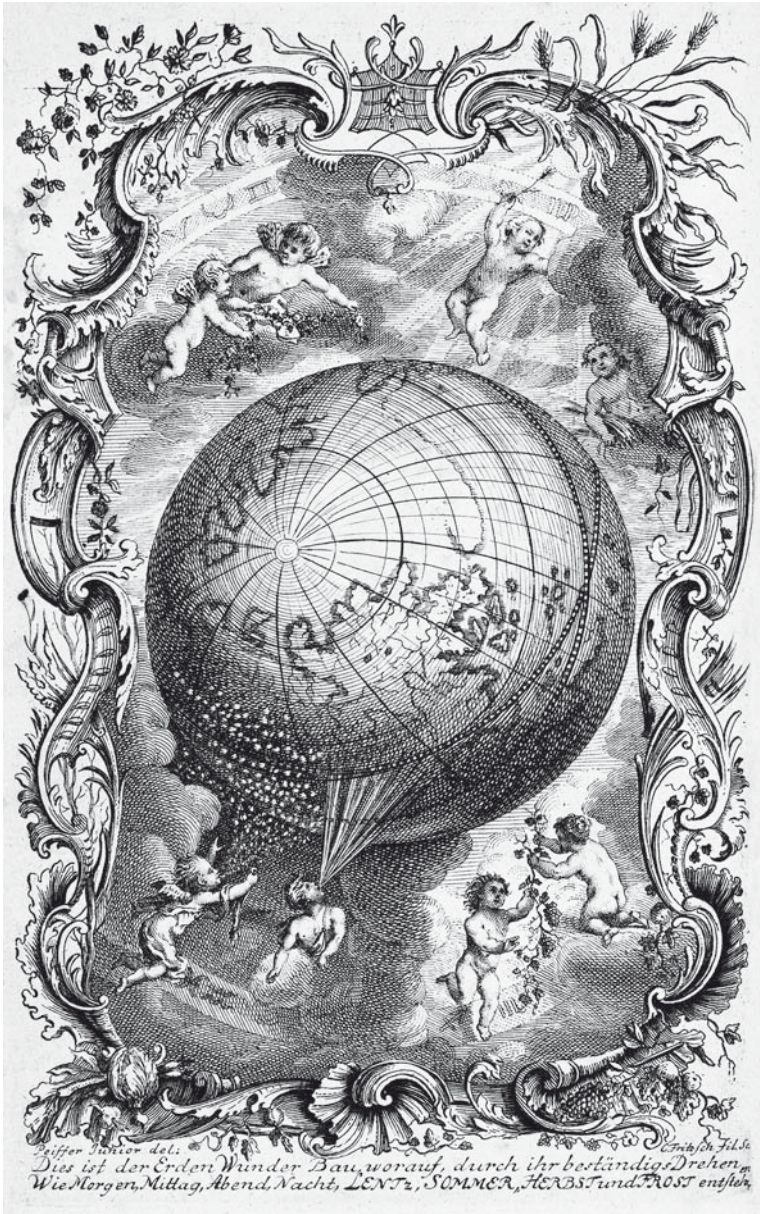
Goethes Verwandlung (273) — Bergwerksgeschichten (276) — Vom Bergwerk an die Börse (284) — Die Braut in der Tiefe (288) — Metamorphosen des Textes: Natursprache (292) — Politische Ökonomie (295) — Kunstreligion (301)

VII. Das Schnarchen der Delphine:
 Alexander von Humboldts ökologische Poetik

»Alles ist Wechselwirkung« (307) — Dichtung und Wissenschaft: Poetologische Reflexion (311) — Dichtung und Wissenschaft: Ein Blick in den *Kosmos* (315) — *Die Lebenskraft oder Der rhodische Genius*: Naturphilosophische Bildarbeit (318) — Klassische Totalität, romantisches Fragment (324) — Das organische Leben und der verödete Planet: *Steppen und Wüsten* (330) — »Das entzweite Geschlecht«: Menschen im Weltgarten (334) — Fülle des Lebens, organische Schöpfung: *Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse* (336) — Polyphonie der Tiere: *Das nächtliche Thierleben im Urwalde* (345) — Empfänglichkeit und Emergenz (365)

Anhang

Anmerkungen (373) — Abbildungen (427) — Literatur (430) — Register (451) — Dank (457)



*Zeffer Junior del. Erich Fels
Dies ist der Erden Wunder Bau, worauf, durch ihr beständigs Drehen,
Wie Morgen, Mittag, Abend, Nacht, LENTZ, SOMMER, HERBST und ROSS entstehen.*

»Diß ist der Erden Wunder Bau«
(aus Brockes' Übersetzung von Thomsons *The Seasons*).

Die Entdeckung der Ökologie in der Literatur von Haller bis Humboldt

Wir sind als Art biologisch unentrinnbar ein Teil
der Natur – lebend an ihr Leben, leidend an ihr
Leiden, sterbend an ihr Sterben gebunden.

Horst Stern, *Natur* (1980)¹

It's the summer when what we Australians thought
of as the union between humans and the natural
world seemed suddenly and irrevocably rent. The
contract was nullified.

Brigid Delaney, *Guardian* (2020)

Weltgarten und Gaia: Mitsein

Mitten im ersten Band seines *Irdischen Vergnügens in Gott*, in einer Kantate über die Freuden des Sommers, schildert der naturkundlich gebildete Dichter Barthold Hinrich Brockes im Jahr 1744 einen Spaziergang. Sein Weg führt vorüber an einem in voller Pracht stehenden Getreidefeld, in dessen Rauschen der Spaziergänger einen Satz zu hören meint – einen Satz, der Brockes so wichtig ist, dass er ihn kursiv drucken lässt. Die Ähren flüstern: »*Schau, Mensch! hier wächst dein Fleisch.*«

Nur kurze Zeit zuvor, im Jahr 1736, sucht der Arzt, Botaniker und Mediziner Albrecht von Haller in einem Lehrgedicht eine persönliche Antwort auf die Frage, was der Mensch sei. Er sucht sie im Rückblick auf seine eigene körperliche Entstehung. Er, der als Mediziner reichlich einschlägige Beobachtungen gesammelt hat, stellt sich den Embryo vor, der er einmal gewesen ist. Erstaunt erkennt er: »Zuerst war ich ein Kraut«, dann setzt er fort mit dem nächsten Entwicklungsschritt: »Und lange war ich noch ein Thier«. Nicht metaphorisch ist das gemeint, sondern embryologisch-buchstäblich. Etwas später veröffentlicht Haller einen Aufsatz über seine Beobachtungen in einer Fachzeitschrift. Nur im Gedicht aber entwirft er seine eigene Geschichte als eine Geschichte der in ihm mitverkörperten, in ihm enthaltenen Arten. Und diese Einsicht wird zur Grundlage eines Denkens, das – wie sich zeigen wird – Pflanzen, Tiere und menschliche Ökonomie in ihren dyna-

mischen Wechselbeziehungen zeigt: als, mit einem Haller noch unbekanntes Wort, ein Ökosystem. Und zwar eines, dem der reflektierende Mensch nicht gegenübersteht, sondern angehört.

Die Wahrnehmungen, die Brockes und Haller in ihren Gedichten formulieren, liegen in der wissenschaftlichen Luft ihrer Zeit. Das bewusst erlebte und gestaltete Mitsein, der Blick auf die Beziehungen zwischen Lebewesen, zu denen unter anderem auch sie selber gehören, wird mit dem Beginn dessen, was in der Ideengeschichte die »Aufklärung« heißt, zu einem Gegenstand empirischer, experimenteller wissenschaftlicher Neugier – und zugleich zu einem poetischen Sujet. Nur im Gedicht darf ein Kornfeld sprechen, darf ein Orientierung suchendes Ich seine existenzielle Ratlosigkeit formulieren, nur dort ist der Satz »Ich war ein Kraut« problemlos sagbar.

So ist auch der mythologische Name »Gaia« oder »Gäa« (oder, in der neueren amerikanischen Variante, »Mother Earth«), der den Planeten Erde selbst als einen einzigen großen, sich selbst hervorbringenden und transformierenden Organismus bezeichnen soll,² keineswegs erst von den NaturwissenschaftlerInnen Lynn Margulis und James Lovelock als eine ökologische Formel herangezogen worden, in so wichtigen und folgenreichen Büchern wie Lovelocks *Gaia: A New Look at Life on Earth* (1979) oder Margulis' *Symbiotic Planet: A New Look at Evolution* (1998). Name und Begriff »Gaea« sind, in genau dieser Bedeutung, zuerst von Alexander von Humboldt erwogen worden, aus dem Dialog mit Goethes Naturdichtung heraus: als Titelvorschlag des abschließenden Lebenswerkes, das er dann doch *Kosmos* überschrieb (1845–62). Humboldt war es auch, der seine frühökologischen Beobachtungen und Reflexionen in dem knappen Satz resümierte: »Alles ist Wechselwirkung.«³

Der Blick auf einen dynamisch bewegten Zusammenhang alles Lebendigen öffnet sich in der Literatur seit dem frühen 18. Jahrhundert. Die Wahrnehmung des großen Kontinuums, das die Philosophin Donna Haraway in ihrem *Companion Species Manifesto* 2003 mit dem lapidaren Wort »natureculture« benannt hat,⁴ beginnt um 1700. In Texten von Linné bis zu Erasmus Darwin, von Haller bis Humboldt wird auf eine neue Weise die Kontinuität von menschlichen und nicht-menschlichen Wesen zum Gegenstand poetischer Imagination.

Imaginierte Untergänge: Katastrophenbewusstsein

Auch von der dunklen Rückseite des neu entdeckten Mitseins, deren Umriss in derselben Zeit zwischen 1700 und 1850 wahrgenommen und nachgezeichnet wurden, ließ sich in literarischen Texten freier sprechen als in strikt wissenschaftlichen Diskursen. Wenn die Spezies, als die sich der Mensch nun erkennt, mit allem Leben auf diesem Planeten verbunden ist, genealogisch in geschichtlicher Perspektive und systemisch im gleichzeitigen Miteinander – dann ist denkbar, dass sie mit den Grundlagen dieses Lebens auch sich selbst zerstört. Diese Einsicht wird, in unterschiedlicher Intensität und in unterschiedlichsten Formen, bereits in den Anfängen der modernen Biologie greifbar, in dem Reisebericht zum Beispiel, in dem Carl von Linné, einer ihrer Gründerväter, die Konfrontation mit den größten Bergbauanlagen seiner Epoche als Menetekel einer großflächigen industriellen Naturzerstörung deutet – in einem Text, der dabei von der wissenschaftlichen Darstellung in eine poetische Vision übergeht.

Programmatisch werden ähnlich beunruhigende Aussichten in den Gedankenexperimenten formuliert, in denen der Experimentalphysiker Georg Christoph Lichtenberg phantasievoll die Grenzen überschreitet, die ihm Hörsaal und Labor setzen. Der aus einer Notiz über menschengemachte Veränderungen der Erdatmosphäre mit beängstigender Folgerichtigkeit abgeleitete Satz »So könnte die Welt untergehen« zeigt, dass allein im Gedankenexperiment, an der Grenze zur Science-Fiction, Entwicklungen wie hier die globale Klimakatastrophe denk- und sagbar werden, die für die empirische Wissenschaft seiner Epoche unvorstellbar blieben.

Die wissenschaftliche und literarische Komplexität, in der um 1800 Goethe und Humboldt Beziehungen zwischen Menschen und ›Natur‹, Menschen *in* ›Natur‹ sprachlich reflektieren und modellieren – diese Komplexität ist keineswegs erst der Anfang einer neuen Anschauungsweise und Denkform, sondern längst schon Teil eines Prozesses, der im frühen 18. Jahrhundert begonnen hat, und zwar in den Wissenschaften und der ›schönen‹ Literatur gleichermaßen. Die verbreitete These von der »sich um 1800 verdichtenden Erforschung der organischen, lebendigen Natur« durch »am Lebendigen interessierte Forscher« ist ja keineswegs unzutreffend; sie setzt aber zu spät an.⁵ Und sie setzt eine Dichotomie voraus, die lange nicht bestanden hat. Dass als Exponenten und Protagonisten dieses Gegensatzes bis heute Linné auf der einen und Humboldt auf der anderen Seite aufgefasst werden, das hat plausi-

ble, im vergleichenden Blick auf das *Systema Naturae* hier und die *Ansichten der Natur* dort evidente Gründe. Aber schon in den Anfängen dessen, was seit dem späten 18. Jahrhundert »Biologie« heißt, wird die Spannung von Beobachtungen und Begriffen ausgetragen.

Wissenschaften und Literaturen

Im Übergang von Spätbarock, Frühaufklärung und Empfindsamkeit, in dieser Aufbruchsepoche nach 1700 konstituieren sich in Europa eine neue Form von Wissenschaft und eine neue Form von Literatur, und sie konstituieren sich an- und miteinander.⁶ Mit der Durchsetzung einer empirisch und experimentell arbeitenden Wissenschaft, ihrer eigenen akademischen Institutionen und Medien gewinnt gleichzeitig und gegenläufig auch das, was noch zusammenfassend »Litteratur« genannt wird, zunehmend eine spezifischere Bedeutung. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wird es immer weniger die Gesamtheit alles Geschriebenen umfassen, sondern sich einschränken auf die »schöne« Literatur, die »belles lettres«, die Dichtung – eine Auffassung, die in der Autonomieästhetik der Goethezeit kulminiert und bis heute fortwirkt. In der Zeit und in dem Maße, worin die neuen Wissenschaften immer entschiedener ein Objektivitäts-Ideal entwerfen, werden »Literatur« und »Poesie«, unter diesen erst nach und nach sich ausprägenden Bezeichnungen, zu den Medien der dort ausgeschlossenen Subjektivität, in der Differenz und im Gegenüber zum die Wissenschaft definierenden Objektivitätsanspruch.

Mit dieser Opposition entsteht – und zwar auf beiden allmählich weiter auseinanderdriftenden Seiten – für manche Schreibenden und Lesenden sogleich der Wunsch nach ihrer Überwindung. Als nächstliegende Möglichkeit erscheint der Versuch, wissenschaftliche und literarische Diskurse als *komplementär* zu begreifen. Der Gegenstandsbereich, in dem diese Komplementarität sich am lebhaftesten und produktivsten erweist, ist das, was mit einem ebenso emphatischen wie unscharfen Begriff »die Natur« genannt wird.

»Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht«: Der lyrische Ausruf, mit dem im Sommer 1750 Klopstocks Ode *Der Zürchersee* einsetzt, nennt die Natur »Mutter«, preist ihre Schönheit und Pracht und demonstriert so kindliche Ergebenheit, in den kunstvollen Versen einer asklepiadeischen Strophe. Im selben Jahr wie Klopstocks Gedicht

erscheint in Hamburg die deutsche Übersetzung von Georges-Louis Leclerc de Buffons monumentalem Pionierwerk *Allgemeine Historie der Natur*. In seiner Vorrede zu Buffons Text preist der Übersetzer Albrecht von Haller die Erfolge der neuen, experimentellen Naturwissenschaften und schreibt:

Ein großer Vorzug der neuern Zeiten war die immer steigende Kunst der Arbeiter, die zur Entblößung der Natur Werkzeuge verfertigten. Bequemere Sternröhren, rundere Glastropfen, richtigere Abtheilungen eines Zolles, Spritzen und Messer thaten mehr zur Vergrößerung des Reiches der Wissenschaften, als der schöpferische Geist des des Cartes [*d. i. Descartes*], als der Vater der Ordnung Aristoteles, und der belesene Gassendi.⁷

Natur, das ist hier der systematisch zu erschließende Gegenstand der »Naturkunde«: astronomischer, geologischer, botanischer, zoologischer, medizinischer Forschungen; und Haller selbst ist bei der Wahl seiner experimentellen Mittel keineswegs zimperlich. Die Tierversuche, mit deren Hilfe er den Mechanismen der Empfindungen und Gefühle auf die Spur kommen will, gelten schon unter seinen Zeitgenossen als bestialisch grausam; er selbst entschuldigt diese Grausamkeit – ein bis heute vertrautes Argument – mit dem Fortschritt, den sie für das Verständnis der Lebensprozesse erbrächten.⁸

Das Nebeneinander von Klopstocks programmatischer Ode an die »Mutter Natur« und Hallers programmatischer Vorrede über ihre instrumentelle Entblößung macht schlaglichtartig sichtbar, wie unterschiedlich sich die Disziplinen und Denkweisen zur Jahrhundertmitte entwickelt haben. Wie sollte beim Reden und Schreiben über »Natur« eine Verständigung aussehen zwischen dem mythisierenden Lob der »Mutter« durch ihr liebendes Kind auf der einen Seite und dem Lob ihrer wissenschaftlich objektivierenden und effizienten, geradezu demonstrativ gefühllosen Erforschung durch »Sternrohre, Spritzen und Messer« auf der anderen? Erstaunlicherweise ist diese Frage weder überflüssig noch bloß rhetorisch. Unter denen nämlich, die sich um eine Verbindung von »Naturkunde« und Naturdichtung bemühen, ist ebendieser Albrecht von Haller einer der wirkungsmächtigsten Autoren.

Seine in ganz Europa aufsehenerregende Laufbahn hat – davon wird im ersten Kapitel ausführlich die Rede sein – mit einer Wanderung durch seine Alpenheimat begonnen, aus der zwei Werke hervorgingen. Das eine war ein langes, in kunstvollen Strophen komponiertes Ge-

dicht, das bereits 1732 erschien, *Die Alpen*, das andere ein in nüchternem Gelehrtenlatein verfasster, trocken systematisierender Katalog der Schweizer Pflanzen, *Enumeratio methodica stirpium Helvetiae indigenarum*, dessen Druck erst 1742 folgte. Leistet das eine einen grundlegenden Beitrag zur empirischen Botanik, so bezeichnet das andere den Beginn einer neuen Naturdichtung (zu deren Lesern und Nachfolgern übrigens auch Klopstock gehört). Und beide Werke stehen nicht einfach unverbunden nebeneinander. Vielmehr hat Haller seine Gedichte, von Auflage zu Auflage zunehmend, mit detaillierten Verweisen auf seine Pflanzenkunde versehen. Der Enzian beispielsweise, dessen Schönheit eine berühmt gewordene Strophe der *Alpen* in farbigen Metaphern schildert, wird in der durch eine Anmerkung vermerkten Parallelstelle in der lateinischen *Enumeratio methodica* beschrieben, botanisch präzise. Und in einer in jeder Hinsicht anderen Sprache.

Haller ist keine Ausnahme. Eine ganze Reihe der neuen, im engeren Sinne ›literarischen‹ Naturdarstellungen, die in den knapp anderthalb Jahrhunderten von der Frühaufklärung bis zur Durchsetzung der disziplinären Arbeitsteilung im 19. Jahrhundert entstanden sind, konstituieren sich im Dialog mit dezidiert naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Interessen und beziehen sich programmatisch auf sie. So leicht und immer leichter Naturdichtung in dieser Zeit auch ohne Naturwissenschaft auskam, so kontinuierlich entstanden doch auch Dichtungen, die sich auf die Gegenstände, ja sogar auf die Anschauungsformen, Erkenntnismethoden und Erträge der strengen Wissenschaften von der Natur bezogen. Je weiter Poesie und Wissen⁹ sich voneinander zu entfernen scheinen, desto entschiedener bewegen sich manche Wissenschaftler als Poeten, manche Poeten als Wissenschaftler im produktiven – und zunehmend riskanten, schließlich anrühigen – Grenzgebiet zwischen ihnen.

Das war nicht anstößig, solange die disziplinären Grenzen zwischen den strengen Wissenschaften und den schönen Künsten noch durchlässig blieben. Dass an denselben Universitäten und Akademien, an denen sich, unter wechselnden Bezeichnungen, die moderne Physik, Geologie, Medizin und Biologie entwickelten, nach wie vor auch Poesie und Rhetorik gelehrt wurden, erleichterte zunächst noch diese Durchlässigkeit. Auch für Studien, die mit dezidiert szientifischem Anspruch auftraten, reklamierte Buffon das Stilideal einer Wissenschaftsprosa, in deren Geschmeidigkeit und Weltläufigkeit der Gegenstand anschaulich vermittelt werden sollte: »Le style, c'est l'homme

même.«¹⁰ Auch eine auf Objektivität zielende Wissenschaft durfte sich noch poetischer Formen bedienen. Als Alexander Pope 1734 seinen philosophisch-anthropologischen *Essay on Man* veröffentlichte, tat er das in Versen – weil allein diese anspruchs- und würdevolle Form der Abhandlung dem Anspruch und der Würde ihres Gegenstandes angemessen erschien.

Unter solchen Umständen war es noch vergleichsweise leicht, am selben Schreibtisch auch zwischen nüchtern-strengen Traktaten zur »Naturkunde« und leidenschaftlich bewegten Naturdichtungen hin- und herzuwechseln. Niemand wusste das besser als der Dichter, der Popes *Essay* 1740 in deutscher Sprache nachdichtete: *Aus dem Englischen übersetzter Versuch vom Menschen, des Herrn Alexander Pope, Esq.* Dieser Barthold Hinrich Brockes war seinerseits berühmt geworden durch eine Naturpoesie, die eine stupende Wissensfülle in Gedichten von entschiedener Subjektivität formulierte. Acht Bände umfasste dieses unter dem Titel *Irdisches Vergnügen in Gott* erscheinende Riesenwerk bei Brockes' Tod, der neunte wurde postum im Jahr darauf gedruckt: eine poetische Enzyklopädie des zeitgenössischen Naturwissens und der zeitgenössischen Naturdeutung.

Von den Anfängen des Aufklärungsjahrhunderts bis zum Ende der Goethezeit sind also die Verfasser solcher Dichtungen nicht selten buchstäblich Wissenschaftler und Dichter zugleich. Und sie zeigen sich in beiden Rollen mit beachtlichem Selbstbewusstsein. Wenn Carl von Linné 1735 am Ende seiner abenteuerlichen Reisen durch Lappland und Dalarna ein Stoßgebet an den Schöpfer richtet, dann befördert er anschließend nicht nur die wissenschaftlichen Erträge der Reise zum Druck, sondern auch noch dieses Gebet (mitsamt den Protokollen der wechselnden emotionalen Zustände, auf die es sich bezieht). Die im Ideenmagazin der *Sudelbücher* notierten Gedankenexperimente Lichtenbergs können sich auswachsen zu phantastischen Erzählungen. Goethe sieht sich veranlasst, Jahre nach seiner in über hundert nüchterne Paragraphen gegliederten Abhandlung zur *Metamorphose der Pflanzen* eine Elegie zu veröffentlichen, in der die dort bereits hinreichend deutlich formulierten Thesen abermals variiert werden, nun aber im Ton eines Liebesgedichts. Noch der romantische Geo- und Mineraloge Novalis verhandelt in seinen semiotisch gleitenden, zwischen Dokumentation, Symbolik und Allegorie changierenden Bergwerks-Dichtungen die Beziehungen zwischen Natur und Kultur, Lebens- und Sprachprozessen, die er zuerst eben als Praktiker erkundet hat. Und Alexander von Humboldts *Ansichten der Natur* werden auch

darum zum Pioniertext eines ökologisch informierten »Nature Writing«,¹¹ weil sie programmatisch dichterische und wissenschaftliche Anschauungs- und Ausdrucksformen zusammenführen. Im Übergang von den aufgeklärten Schreibexperimenten an der sich konstituierenden Grenze zwischen Poesie und Wissenschaften zu den Versuchen ihrer Durchkreuzung bei Goethe und Humboldt spielen allerdings frühromantische Entdifferenzierungsprogramme eine wichtige Rolle. Im Lichte der universalpoetischen Absichten etwa von Novalis und Arnim zeigen auch Goethes naturwissenschaftsinspirierte späte Versuche und Humboldts »Fragmente« eines nur ahnungsweise darstellbaren Natur-Ganzen eine genuin romantische Prägung.

Diese Autoren begnügen sich nicht damit, beide Felder jeweils für sich zu bewirtschaften, sondern versuchen stattdessen, auf eigene Faust, ein gemeinsames Feld zu erschließen. Und dabei geht aus der Kombination der Diskurse ein Drittes hervor: eine selbstreflexive Wendung, die das eigene Schreiben, die eigene Einstellung im Blick auf das Beschriebene sowohl ästhetisch als auch moralisch thematisiert. Das Erste, was in den sich von der Wissenschaft differenzierenden ›literarischen‹ Texten zum Ausdruck gebracht werden kann, während es aus dem wissenschaftlichen Diskurs von vornherein ausgeschlossen bleiben muss, das ist eben die subjektive Involviertheit des schreibenden Ich. Es schließt den schreibenden Körper ein, der die Strapazen der Wanderung noch spürt, der die analysierten Phänomene zuerst als sinnliche Eindrücke wahrgenommen und der emotional auf sie reagiert hat. Es umfasst die affektiven Begleitumstände der gelehrten Reflexion ebenso wie ihre moralische Bewertung, ihre Wirkungsabsichten und ihre Adressierung. Schmerz und Lust, Entzücken und Schaudern, Schöpfungslob und Sorge um die Störbarkeit der Schöpfung, die Absicht einer emotionalen Wirkung auf Lesende ebenso wie der Wunsch nach Selbstaussprache – diese und andere (mit Hubert Zapfs Ausdruck:) »imaginative Funktionen« sind es, die der literarische Diskurs dem wissenschaftlichen voraushat.¹²

Mit der Zeit, genauer: mit dem Ausgang der Goethezeit werden die Abgrenzungen schärfer und die disziplinären Distinktionen größer. Alexander von Humboldt will wie Goethe nach Kräften der immerzu »fortschreitenden Aus- und Binnendifferenzierung der Systeme der Wissenschaften und Künste« entgegenwirken: »durch die Integration von Wissen in die Kunst sowie durch die Übertragung künstlerischer Verfahrensweisen in die Naturforschung«. ¹³ Aus diesen Auseinandersetzungen ergeben sich Veränderungen im Konzept des Wissens selbst:

Szientifisch »exakte« Konzepte sollen übergehen in ein »bewegliches, ein gleichsam ästhetisches, auf Evidenz basierendes Wissen«, das seine Schreibverfahren und Medien mit reflektiert.¹⁴ Mit Goethes Tod als dem »Ende der Kunstperiode« ist, so nehmen es jedenfalls Mitlebende von Hegel bis Heine wahr, das Modell einer Personalunion von Wissen und Künsten an sein Ende gekommen.¹⁵ Hinzu kommt die »funktionale Differenzierung des Wissenschaftssystems« selbst, die wesentlich »entlang der sich allmählich etablierenden Unterscheidung von Organischem und Anorganischem« verlief.¹⁶

Das heißt aber keineswegs, dass der Traum vom Zusammenkommen, Zusammenwirken von *science* und *poetry* fortan einfach aufgegeben würde. Er wird auf Seiten der *sciences* nur asketischer,¹⁷ auf Seiten der *poetry* dagegen skeptischer, resignativer und, im Versuch einer offensiven Selbstbehauptung, subjektiver. Die disziplinäre, diskursive und mediale Grenze, die Haller und Linné, Brookes und Lichtenberg, Goethe und Novalis gegen wachsende Hindernisse noch durchqueren konnten, ist in der Zeit von Annette von Droste-Hülshoff und Adalbert Stifter undurchdringlich geworden. Ihre Dichtungen interessieren sich nicht nur für die Naturwissenschaften, sie können geradezu – wie über Stifters Werk gesagt worden ist – als »Poesie aus dem Geist der Naturwissenschaft« gelesen werden.¹⁸ Doch sie beanspruchen nicht mehr, relevante eigenständige Beiträge zu deren Debatten zu leisten. Sie gehen mit Wissenschaften um, aber sie betreiben keine Wissenschaft.

Dabei nimmt der Druck der ökologischen Verhältnisse auf die Literatur in dieser Zeit ungeheure Ausmaße an. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erreicht die industrielle Revolution, deren erste Vorboten von den jungen Romantikern und dem alten Goethe wahrgenommen wurden, einen Höhepunkt, der einhergeht mit großräumigen Landschaftsveränderungen, dem Beginn eines globalen Artensterbens, auch, von den Mitlebenden noch unbemerkt, dem Beginn von Menschen verursachter Klimaveränderungen, die den Szenarien von Lichtenbergs Untergangsvisionen nicht nachstehen. Die Literatur reagiert auf diese katastrophalen Veränderungen in einer neuen Intensität. In Industriereportagen wie Guy de Maupassants Bericht *Au Creusot* (1883) und Émile Zolas Roman *Germinal* (1885) werden die Zusammenhänge von Menschen und umweltzerstörenden Arbeitsbedingungen in einer Weise erzählt, die an Linnés Falun-Schilderungen denken lässt; in Romanen wie Charles Dickens' *Our Mutual Friend* (1865) und Wilhelm Raabes *Pfisters Mühle* (1884) werden, dort am

Beispiel der Metropole und hier am Beispiel der Industrialisierung auf dem Lande, ökologisch umgekippte Flüsse zu Protagonisten von politisch wie ästhetisch gleichermaßen neuartigen Narrationen.¹⁹ Hier wie dort werden neue Formen der Verbindung von wissenschaftlich fundierter Detailgenauigkeit, antiromantischer Polemik und Formen einer selbstreflexiven Verätzung des Textes selbst gefunden. Chemische Gewässeranalysen und Beschreibungen ökonomischer Mechanismen begegnen bei Raabe Reminiszzenzen an empfindsame Familienromane und eine am rauschenden Bach klappernde Mühlenromantik. Und hier wie dort öffnet sich hinter diesen Kombinationen und Kontaminationen der Horizont einer anthropogenen Apokalypse.

In derselben Zeit ändern sich mit den Entdeckungen von Charles Darwin und Alfred R. Wallace auch die diskursiven Bedingungen, unter denen die Beziehungen von ›Natur‹ und ›Mensch‹ reflektiert werden, in den Wissenschaften wie in der Literatur grundlegend. Die Veröffentlichung von Darwins *The Origin of Species* 1859 markiert einen in der Wissenschaftsgeschichte zumindest symbolisch folgenreichen Einschnitt,²⁰ auch wenn sich der epistemische Wandel faktisch (wie auch die folgenden Kapitel zeigen sollen) gleitender vollzog, als er im Nachhinein oft wahrgenommen worden ist. Es ist dieser Kontext, in dem der von wissenschafts- wie von sozialreformerischen Ideen bewegte Wissenschaftler, Schriftsteller und Popularisierer der Darwin'schen Entdeckungen Ernst Haeckel ein neues Wort prägt. Es lautet: »Oecologie«.

Ökologie

»Unter Oecologie«, so war 1866 in seinem naturwissenschaftlichen Lehrbuch zu lesen, »verstehen wir die gesammte Wissenschaft von den Beziehungen des Organismus zur umgebenden Aussenwelt«. Zu den Beziehungen seien, so fügte der Autor hinzu, »im weiteren Sinne alle ›Existenz-Bedingungen« zu rechnen, welche die Organismen »zwingen, sich ihnen anzupassen«. Diese Bedingungen seien »theils organischer, theils anorganischer Natur«. Aus diesen Beziehungen erst ergäbe sich die jeweilige »Form der Organismen« und aus ihr wiederum die Möglichkeit, die sich in diesen Wechselwirkungen konstituierenden und wandelnden Systeme ihrerseits als Makro-Organismen zu begreifen.²¹

Diese Sätze sind der mutmaßlich früheste Beleg für die Verwendung des Begriffs »Ökologie«. ²² Sie gehen hervor aus einer Geschichte, die weit zurückreicht. ²³ Soweit sich aus den vielstimmigen natur- und kulturwissenschaftlichen Debatten über die Verwendung des Terminus ›ökologisch‹ im Jahr 2020 ein allgemein akzeptierter Gebrauch extrahieren lässt, resümiert er ein Verständnis von ›Natur‹ als einem System aus

- (1) dynamischen,
- (2) nicht hierarchischen und
- (3) offenen Teilsystemen von
- (4) Wechselwirkungen zwischen Organismen
- (5) einschließlich ihrer anorganischen Lebensgrundlagen,
- (6) und zwar unter Einschluss von menschlichen wie nichtmenschlichen Individuen und Kollektiven, Handlungen und Hervorbringungen.

Vor allem der letzte Punkt resümiert die kultur- und literaturwissenschaftlich vielleicht folgenreichste neuere Weiterentwicklung des Ökologiebegriffs. Für das bewegte Netzwerk des planetarischen Ökosystems, in dem sich Tiere und Texte, Steine und Pflanzen und Menschen, biologische Prozesse, soziale Praktiken und kulturelle Produktionen nicht mehr als ›Natur‹ dort und ›menschliche Kultur‹ hier, sondern als zusammenwirkende Akteure gemeinsam wiederfinden und dessen Dynamik sich nicht ausschließlich bewusst intentionalem Handeln verdankt – für dieses Netzwerk prägte der Soziologe Bruno Latour um das Jahr 2000 das Wort vom *Parlament der Dinge*, das die traditionelle politische Vorstellung von einer Republik als einer »Versammlung der unter sich bleibenden Menschen« ersetzen soll. ²⁴ Latours *Politiques de la nature* – so lautete der Titel der 1999 erschienenen Originalausgabe – verdankte ihren Erfolg vielleicht auch der Ungenauigkeit und Offenheit dieser zwischen Terminologie und Metaphorik changierenden *catch phrases*. Jedenfalls ersetzte die für die gegenwärtigen ökologischen Debatten der Kulturwissenschaften zunehmend einflussreiche »Akteur-Netzwerk-Theorie« die traditionelle, anthropozentrisch bestimmte Frage nach intentional handelnden Wesen, mitsamt ihrer inhärenten Privilegierung des Menschen, durch diejenige nach allen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren, die in irgendeiner Weise Wirkungen erzeugen und erleiden. Spätestens damit erwies sich auch die kulturwissenschaftliche Textproduktion selbst als nicht einfach distanzierteres und differentes Gegenüber, sondern als Akteurin in ökologischen Zusammenhängen, die nun, verglichen mit den Anfängen der

»Umweltbewegung« in den 1970er Jahren, nicht nur ungleich umfassender verstanden wurden, sondern auch kein Außen, kein Anderes mehr zuließen.

Die Texte, um die es in den folgenden Kapiteln gehen soll, versuchen sämtlich auf eine oft eigenwillige, immer überraschende und in keinem einzigen Fall einfach überholte und erledigte Weise, »Natur« als einen solchen umfassenden, systemischen und dynamischen Lebenszusammenhang zu begreifen: als »Wechselwirkung«. Sie alle tun das, mehr oder minder explizit, in einer lokalen und globalen Doppelperspektive (wie Ursula K. Heise sie in ihrem grundlegenden Buch, allerdings im Blick auf weitaus jüngere Texte, als »sense of place and sense of planet« beschrieben hat). Sie tun es in einer Weise, die Menschen und ihre materiellen wie immateriellen Hervorbringungen sehr viel früher und sehr viel konsequenter einschließt, als Haeckel und seine Nachfolger es sich hätten träumen lassen: buchstäblich als »natureculture«. Und sie alle tun es in der Sehnsucht nach Gemeinsamkeit und in der Angst vor der Möglichkeit einer globalen Zerstörung.

Darum gehen diese Texte uns an. Die Sachverhalte, die in ihnen verhandelt werden, in oft sehr fremden und fernen Schreibweisen und Denkfiguren, betreffen noch immer unsere Welt. Dass hier keine kontinuierliche und kohärente Geschichte eines ökologischen Denkens in der Literatur erzählt werden kann, versteht sich von selbst. Wohl aber sind die Texte so ausgesucht, dass sie jeweils einen für eine Epoche charakteristischen Zusammenhang erhellen können – auf eine Weise allerdings, die in jedem Fall ganz den individuellen Verfasserinnen und Verfassern zu eigen ist und die unzeitgemäße Widersprüche gegen eine jeweils herrschende Ordnung des Wissens und Schreibens ebenso einschließt wie deren aufmerksame Reflexion. Das Eigensinnige dieser in Lehrgedichten und essayistischen Rasonnements, in lyrischen Versen und erzählender Prosa unternommenen Versuche ist kein in Kauf zu nehmender Begleitumstand, sondern Gegenstand eines besonderen Respekts. Die fortdauernde Lebendigkeit, die ich in diesen Texten erfahre und von der ich hoffe, dass sie sich in der Lektüre dieses Buches überträgt, ist die Bedingung ihrer Gegenwärtigkeit.

Dieser Vorsatz wirft jedoch Probleme auf. Wie sinnvoll ist es aus einer gegenwärtigen Begriffsbestimmung heraus zurückzufragen in Denk- und Schreibweisen, die bis ins frühe 18. Jahrhundert zurückreichen? Häufig ist literaturwissenschaftlichen Studien über »ökologische« Texte vergangener Jahrhunderte von Kritikern vorgehalten

worden, dass schon die Verwendung dieses Begriffs selbst unhistorisch, anachronistisch und auch bei den besten Absichten letztlich verfälschend sei. Von der Antike bis weit in die Neuzeit hinein, so insistiert diese Kritik, seien alle in Betracht kommenden Entwürfe doch stets von dem – aus der postdarwinistischen Perspektive wahren – Mangel behaftet gewesen, anstelle der Offenheit und Ungerichtetheit natürlicher Prozesse auf Modellen einer unwandelbaren Stabilität zu beharren, einer prästabilierten und teleologisch zielgerichteten Harmonie der als prinzipiell unwandelbar vorausgesetzten Wesen, einer restlos und ohne Abfall, Ausschuss, Fehlversuche aufgehenden Sphärenrundung. Muss also nicht doch die Darwin-Grenze als Trennlinie eines strikt dichotomischen Vorher-Nachher behauptet werden?

Arthur Lovejoys berühmtes Buch *The Great Chain of Being. A Study of the History of an Idea* hat 1936 eine in vielen Varianten über Jahrhunderte bestimmende Leitmetapher des Naturdenkens beschrieben: die letztlich auf Aristoteles zurückführbare, in der Scholastik systematisch entfaltete Leitmetapher einer Stufenfolge, einer ›Scala Naturae‹ der Wesen oder einer Kette, einer ›Chain of Being‹. Nichts kann und will diese Vorstellung wissen von einer ins Ungeplante, unvorhersehbar Offene gehenden Dynamik immer neuer Mutationen und Selektionen, die in Sackgassen und vorläufige Fortschritte, neue stabile Systeme und neue Destabilisierungen führen; nichts also weiß sie von dem, was seit Haeckel ›Ökologie‹ heißt.

Nun ist allerdings bei genauerem Hinsehen schon zwischen den Bildern von Treppe und Kette eine Differenz zu bemerken, die unterschiedliche Beziehungen der Lebewesen andeutet. Kleinere und größere Risse dieser Art zeigen sich in den hier wiederzulesenden Texten allenthalben. Schon innerhalb der Geschichte der Leitmetaphern und Ikonographien sind Verschiebungen und Differenzen zu beobachten, die mit einem schlichten Vor-Darwin- und Nach-Darwin-Schema nicht gut vereinbar sind. Die alte Architektur-Metapher etwa vom unerschütterlichen und unveränderbaren ›Bau der Welt‹, die in den Naturgedichten von Brockes im 18. Jahrhundert ebenso wiederkehrt wie noch bei Adalbert Stifter,²⁵ verträgt sich nicht gut mit der manchmal in denselben Texten auftretenden Metapher vom ›Uhrwerk der Natur, die in die Stabilität das Moment einer unablässigen Dynamik einträgt: Die Uhr – das ist ein Bau in Bewegung.²⁶ Wenn derselbe Brockes, von der technischen Metapher auf die lebensweltliche Empirie von Saat und Ernte übergehend, vom »großen Kreislauf« der

Natur als einem dynamischen Prozess spricht, dann bewahrt er das Stabilitätsideal nur in der Vorstellung einer Bewegung, die zwar geschlossen, aber doch niemals anzuhalten ist und die nicht mehr in architektonischen oder mechanischen Metaphern zu fassen ist, sondern in der Anschauung eines biologischen Zyklus.²⁷

Niemand wird die Abgeschlossenheit von jeweils in sich kreisenden »Metamorphosen« der Pflanzen, Insekten oder Gesteine so radikal in Frage stellen wie der spätere Goethe selbst, wenn er im zweiten Teil des *Faust* den Begriff »Metamorphose« überträgt auf unabsehbar rhizomatisch wuchernde, nur noch mit den Mitteln des Grotesken darstellbare Lebensprozesse und in exzessiven und ekstatischen Theaterbildern das Gegenteil jedes teleologisch geschlossenen Systemdenkens inszeniert.²⁸ Und schon der wichtigste Leitbegriff der frühökologischen Wissensgeschichte selbst unterbricht die trügerische Eindeutigkeit ihres Bildes. Der in der frühen Neuzeit eingeführte, von Linné in seiner gleichnamigen Abhandlung von 1749 systematisch reflektierte und in der umgangssprachlichen Metapher vom »Naturhaushalt« bis heute überlebende Ausdruck *Oeconomia Naturae* unterscheidet sich von den Bildern der »Scala Naturae« und der »Great Chain« in mindestens einer Hinsicht grundlegend.²⁹ Er beschreibt »Natur« als komplexe, aber wohlgeordnete, vom allwissenden und allgütigen Schöpfer entwickelte »Oeconomia Dei«, in der jedes einzelne Lebewesen seinen im Schöpfungsplan vorgesehenen Platz einnimmt und alle vitalen Prozesse ohne Verluste, Scheitern und Ausschuss, also ohne Entropie in geschlossenen Regelkreisläufen vorhersehbar ablaufen.³⁰ Insofern dieses System in einem unablässigen Wechseltausch eines Gebens und Nehmens besteht, ist es von einer beständigen Dynamik bestimmt, ja im Grunde mit dieser Dynamik identisch. Insofern diese Dynamik aber in sich kreist, ist sie statisch und geschlossen. Die Koinzidenz von biologischer und religiöser Episteme wird im Laufe der Aufklärung immer wieder problematisch, ohne sich ganz zu verlieren.³¹

Noch Haeckels dezidiert antimetaphysische *Natürliche Schöpfungsgeschichte* von 1868 zeigt in ihrem Titel die Spur dieser langen Geschichte; nur dass das so lange erörterte Verhältnis von »Natura« und »Deus« jetzt auf eine strikt innerweltliche Gegenkonzeption hinausläuft. Und wie in seiner *Generellen Morphologie der Organismen* absichtsvoll Goethes »Morphologie«-Begriff anklang, so bezieht er auch den neuen Begriff »Oecologie« ausdrücklich auf denjenigen der »Oeconomia Naturae«. Das geschieht schon im ersten Band des Werkes, in

dessen zweitem Band 1866 der Begriff eingeführt wurde: Dort geht es um die »Wissenschaft von der Oeconomie, von der Lebensweise, von den äusseren Lebensbeziehungen der Organismen zu einander«.32 Das markiert weniger einen wissenschaftsgeschichtlichen Bruch als eher eine postdarwinistische Revision der alten Formel: eine »oikologia« der Natur.

Schon seit der Scholastik gehört zur Konzeptualisierung der Natur als einer ›Oeconomia Dei‹ die komplementäre Konzeptualisierung des Menschen als eines ›vicarius Dei‹: eines Hausmeisters im Haushalt Gottes, eines Gärtners im Garten des Lebendigen – ein Bild, das seinerseits von den biblischen und babylonischen Schöpfungsmythen bis in die hier erörterten Texte immer neue Metamorphosen durchläuft. Wie der alte Oeconomia-Begriff bis heute in der Wortprägung ›Ökologie‹ fortwirkt, so kehrt die Rede vom ›vicarius Dei‹ in den ökologischen Diskussionen unserer Tage verwandelt wieder. Die britische Philosophin María Puig de la Bellacasa fasst 2017 die moralische Aufgabe der menschlichen Spezies im Umgang mit ihrem Heimatplaneten und allen darauf Lebenden im selben Bild eines »caretaker« zusammen: eines aufmerksam mit-lebenden Hausmeisters. Bei ihr aber bleibt die Figur nicht begrenzt auf technische und administrative Kompetenzen, sondern trägt auch Züge des Sorgenden, Sorgsamen, Pflegenden. Sie ist eine pflegende und pfleglich mitlebende Figur. Und sie ist es im Umgang mit Angehörigen der eigenen wie mit Angehörigen der nichtmenschlichen Spezies gleichermaßen.

Aber auch bei noch so umsichtigen historischen Differenzierungen bleiben doch terminologische Schwierigkeiten, die sich nicht leichthin als Wortklaubereien abtun lassen. Die jahrhundertelange Geschichte, die aus Haeckels Perspektive im Jahr 1866 nur wie eine ›Vorgeschichte« erscheint – diese Geschichte hat ja, wie jede neue Lektüre zeigt, fortwährend auch Anschauungsweisen und Denkfiguren, Bilder und Begriffe hervorgebracht, die in einer linearen Fortschrittserzählung nicht aufgehen. Ist es also nicht von vornherein unhistorisch und irreführend, einen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus sehr spezifischen zeitgenössischen Diskursen heraus geprägten Begriff auf Phänomene anzuwenden, die sich in den anderthalb Jahrhunderten zuvor beobachten lassen? Wird damit nicht eine Beobachtungsform, die viel eher an Foucaults Konzept einer »Archäologie« der Wissensformen und Schreibweisen orientiert sein sollte, einer teleologischen Perspektive unterworfen, die alles nicht zum vorbestimmten Ziel Führende gewissermaßen als Abfall fortwirft?

Wollte man, um dieser Gefahr zu entgehen, von »proto-ökologischen« Texten sprechen, bliebe man in der teleologischen Falle.³³ Andererseits ist es ja doch unvermeidlich erst die durch Haeckels Begriffserfindung vorgegebene Perspektive, aus der heraus überhaupt solche neuen Blicke auf die alten Texte gerichtet werden. Wollte man sie als »prä-ökologisch« verstehen, würde man unterstellen, dass dies alles sich zur »Ökologie« ungefähr so verhalte wie die Prähistorie zur Historie: eine Vor-Geschichte, die eigentlich noch nicht zur Sache selbst gehört. Eine terminologische Patentlösung gibt es, scheint mir, nicht. Darum bleibt mir nur, die Gefahren im Auge zu behalten, mich um eine von Fall zu Fall differenzierende Ausdrucksweise zu bemühen und im Zweifelsfall und behelfsweise von »frühökologischen« Anschauungsformen und Denkfiguren zu sprechen.

Dasselbe diskursgeschichtliche Grundproblem stellt sich, ebenso unvermeidlich, auch angesichts der Frage, ob die in diesem Buch erörterten Texte an einer »Entdeckung«, »Erfindung« oder »Entfaltung« der »Ökologie« arbeiten. Jeder dieser Begriffe ist falsch. *Erfinden* werden zwar gewiss nicht die Sachverhalte, die seit Haeckel »ökologisch« heißen, wohl aber die spezifische Weise ihrer semiotischen Zurichtung und Ausrichtung. *Entfaltet* wird, mit einer jedenfalls im Blick auf Goethe oder Humboldt verführerisch organologischen Metapher, in diesen Texten zwar sehr vieles, aber doch nichts, was mit dem rigorosen Singular »der« Ökologie einfach als gegeben vorausgesetzt werden könnte. Auch *entdeckt* wird gewiss mancherlei – aber ist es erlaubt, diese Mannigfaltigkeit zu reduzieren auf die eine »Ökologie«?

Wenn ich mich in diesem Dilemma für den Begriff der »Entdeckung« entschieden habe, dann aus zwei sachlichen Gründen. Der erste ist eine begriffsgeschichtliche Relativierung, der zweite ergibt sich aus einer politischen Überzeugung. Zum ersten: Die Sorge um eine den Blick für die Offenheit der zu beobachtenden Dynamik verstellende Enge des Begriffs »Ökologie« relativiert sich angesichts der Vielstimmigkeit der Diskussionen, die seit Haeckel über ihn geführt worden sind und werden. Zwischen Darwin und Lovelock, Margulis und Haraway hat sich ein so weites Feld der Varianten ausgespannt, dass die Gefahr einer rückwirkenden normativen Engführung jedenfalls verringert erscheint.

Umso nachdrücklicher aber muss, das ist der zweite Grund, in einem Buch über »Menschen im Weltgarten«, das in Deutschland im Jahr 2020 veröffentlicht wird, die Erinnerung daran wachgehalten wer-

den, dass es bei allem, was unter dieser Überschrift zu sagen ist, nicht allein um soziokulturelle Konstruktionen geht, sondern auch um reale lebensweltliche Sachverhalte. Alle hier zu erörternden Texte haben es – unbeschadet der Tatsache, dass sie alle, als Texte, ihre jeweiligen Wirklichkeiten argumentativ und rhetorisch, mit fiktionalen und narrativen Mitteln konstruieren – mit einer außertextuellen Wirklichkeit zu tun, die sich, mit zunehmendem Nachdruck zwischen dem Beginn des Untersuchungszeitraums und meinem Schreibaugenblick, gebieterrisch zur Geltung bringt.³⁴ Es erscheint in einer Zeit, für die eine Bezeichnung geläufig geworden ist, die zum ersten Mal kulturgeschichtliche und erdgeschichtliche Perspektiven zusammenführt: der Begriff eines »Anthropozän«, den die Naturwissenschaftler Paul Crutzen und Eugene Stoermer im Jahr 2000 prägten.³⁵

Rote Fäden, enge Grenzen

Mit alldem stellt dieses Buch sich in die Kontinuität des in den 1970er Jahren in den USA und in Großbritannien entstandenen und bald auch im deutschen Sprachraum adaptierten »Ecocriticism«. Der Begriff umschließt heute eine Vielzahl unterschiedlicher, einander eher im Sinne der Wittgenstein'schen »Familienähnlichkeit« verbundener Forschungsrichtungen (deren Geschichte und Beziehungen ich an anderer Stelle darzustellen versucht habe): ein »umbrella term«. ³⁶ Dieses Buch nimmt also literarische Texte in ihren wissens- und ideen-, kultur- und literaturgeschichtlichen Kontexten wahr und fragt dabei nach ihren jeweiligen Konzeptualisierungen und nach narrativen ³⁷ Modellierungen und Deutungen von ›Natur‹ einschließlich der Menschen in einer ökologischen Perspektive und in einer ökologischen Poetik. Seine leitende These besagt also nicht lediglich, dass wir es in den hier untersuchten Texten mit der Entstehung einer »ökologischen« Literatur zu tun hätten. Sondern sie besagt darüber hinaus, dass diese Literatur als Laboratorium von Anschauungsformen und Denkweisen erscheint, die das Wort »ökologisch« resümieren wird. Nicht dass ›schon Brookes‹ oder ›schon Goethe‹ so gedacht hätten, ist dabei bedenkenswert, sondern vielmehr die Eigendynamik von Textbewegungen, die in keinem »grand récit« glatt aufgehen.

Dies sind darum die drei roten Fäden, die sich durch dieses Buch ziehen, die seine einzelnen Textuntersuchungen zusammenhalten und

die sich im Laufe der Kapitel miteinander verflechten (auch wenn manchmal nur einer davon unmittelbar sichtbar ist):

- (1) die Beobachtungen, Anschauungsformen, Denkfiguren und Modellbildungen, die zu dem beitragen, was schließlich mit dem Begriff *Ökologie* zusammengefasst wird;
- (2) die Wahrnehmung und Gestaltung eines *Mitseins* von Menschen, unter anderem auch den in den Texten handelnden und sprechenden Menschen, und nichtmenschlichen Akteuren;
- (3) die Wahrnehmung und Gestaltung eines *Katastrophenbewusstseins* – der Erkenntnis, dass die menschliche Spezies die Voraussetzungen des Lebens, einschließlich ihres eigenen, zu zerstören imstande ist.

Bei alledem gilt das Augenmerk den Texturen der Texte: ihrer Formsemantik, ihrer Selbstreflexivität, der Literarizität dieser Literatur. Auch wo sie im Kontext der Wissensgeschichte gelesen werden, sollen sie gerade nicht in diese zurückgeführt oder an ihr gemessen werden. Auch die biographischen, sozial-, diskurs-, medien-, institutions- und wissensgeschichtlichen Umstände, unter denen sie entstanden sind und auf die sie reagieren, werden so weit einbezogen, wie es für das Verständnis ihrer internen Dynamik erforderlich ist.

Und natürlich könnte, überflüssig zu sagen, die Frage nach frühen Modellierungen ökologischen Denkens im Grenzbereich zwischen den Wissenschaften und der Literatur auch in noch ganz andere Kapitel führen. Sie könnte, um nur ein naheliegendes Beispiel zu nennen, Goethes Metapher vom »Weltgarten« bei dem Wort nehmen, aus dem heraus Goethe es gewonnen hat, und die aufgeklärte Gartenkunst von Hirschfeld bis zu Fürst Pückler einbeziehen, an der Grenzlinie von Texten und gestalteten Landschaften; dann wäre im Goethe-Kapitel ein Abschnitt über die *Wahlverwandtschaften* unentbehrlich.³⁸

Die Reihe der naheliegenden Themen, mit denen sich dieses Buch nicht befasst, ist lang; vermutlich könnte man sie unergründlich nennen. Umso entschiedener verzichten die folgenden sieben Kapitel darauf, eine kohärente und kontinuierliche »Entdeckungs«-Geschichte in Angriff zu nehmen (die ohnehin in jedem Fall lückenhaft und subjektiv bliebe). Stattdessen konzentrieren sie sich auf *close readings* exemplarischer Texte und Autoren, die sich in unterschiedlichen Akzentuierungen allesamt im Grenzbereich von Schreibweisen, Diskursen, Genreordnungen und Traditionsbezügen bewegen, deren Differenz sie voraussetzen und überschreiten: Lehrgedichten in unmittelbarer Nachbarschaft zu wissenschaftlich gelehrten Abhandlungen (wie Hallers

Alpen, Brockes' Elementargedichten, Goethes *Metamorphose*-Gedichten); Reisebeschreibungen, die in sehr unterschiedlichen Verfahren lokale Verhältnisse als globale Modelle inszenieren (Haller, Linné, Goethes *Lenardo*) oder die programmatisch »dichterische Prosa« und »wissenschaftliche Erläuterungen« ineinander verschränkenden Texte Humboldts; experimentellen Versuchen, die den Begrenzungen argumentativer Diskursformen in phantastische, traumhafte, groteske Textexperimente zu entkommen versuchen (von Brockes' alternativen Welten über Lichtenbergs *Traum*-Erzählung bis zu Goethes *Klassischer Walpurgisnacht* und in die realitätsgesättigten und mythentrunkenen Bergwerksträume bei Novalis und Arnim) – und Texten, die bei alldem durchweg die Bedingungen und Grenzen ihrer eigenen Möglichkeit reflektieren, bis hin zur letzten, skeptischen Selbstbefragung Humboldts 1849, in der dritten Version seiner 1808 begonnenen *Ansichten der Natur* und nicht mehr weit entfernt von der Darwin-Grenze.

Ein zentraler und umfangreicher poetischer Werkkomplex der hier in Betracht kommenden deutschen Literatur nach der Goethezeit bleibt in diesem Buch ausgespart. Die Gedichte und Prosatexte der Annette von Droste-Hülshoff entwickeln – abseits dieser Geschichte naturwissenschaftlich-literarischer Grenzgänge, unter den schwierigen Bedingungen eines Schreibens gegen die Beschränkungen der eigenen Familie, der aristokratischen Klassenerwartungen und Gender-Ordnungen und des Ausgeschlossenenseins von akademischen Institutionen – eine so eigenständige Form einer ökologisch sensibilisierten und reflektierenden Literatur, dass ihrem Werk in Kürze ein eigener, die Fragen des vorliegenden Buches neu aufnehmender Band gewidmet sein wird.



Der Dichter in seiner Landschaft: Haller vor den Schweizer Alpen
(Porträt von Johann Rudolf Huber, 1736).

I. »Ihr Schüler der Natur«: Albrecht von Hallers *Alpen* und die Subsistenzwirtschaft

Eine Bergtour im Sommer 1728

Im Sommer des Jahres 1728 wandert der Berner Patriziersohn Albrecht von Haller mit seinem Studienfreund Johannes Gessner durch das Berner Oberland. Er ist neunzehn Jahre alt, und es ist seine erste große Alpenwanderung.¹ Zwei Jahre zuvor ist Haller an der Berner Universität mit einer medizinischen Dissertation promoviert worden. Er hat bereits – teils zu Studienzwecken, teils zur Erweiterung seiner Weltkenntnis – Reisen nach Tübingen und Halle, nach London, Paris und Leiden unternommen. Nun entdeckt er mit dem dort geschulten Blick seine schweizerische Heimat neu.

Rund ein Jahrzehnt später, auf dem Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn wird der immer noch sehr junge Haller – zusammen mit dem Franzosen Buffon und dem Schweden Linné (oder »Linnaeus«) – als ein Universalgelehrter von europäischem Rang zu den Pionieren einer Wissenschaft werden, die man rückblickend als den Beginn einer Früh-Ökologie beschreiben kann. Seit 1736 ist er Professor an der gerade erst etablierten Aufklärungsuniversität Göttingen und erster Präsident ihrer Akademie der Wissenschaften; 1749 erhebt ihn Kaiser Franz I. in den Adelsstand. Aus ebenderselben naturwissenschaftlichen Neugier heraus, die (neben seinen Verdiensten als Mediziner) seinen Weltruhm als Botaniker begründete,² wird er mit einem schon während der Alpenwanderung entstehenden langen Gedicht zum Herold einer Naturdichtung, wie sie die europäische Literatur bis dahin nicht gekannt hat. Seither gilt der Wissenschaftler zugleich als ein deutscher Dichter. Nachdem er bereits einen (zu Lebzeiten allerdings unveröffentlicht gebliebenen) ersten Bericht über die Alpenwanderung in französischer Sprache verfasst hatte,³ schloss er im Frühjahr 1729 die Arbeit an einem zugleich wissenschaftlich gelehrten und subjektiv empfindsamen Gedicht ab, das vierhundert-

achtzig Alexandrinerverse in achtundvierzig Strophen umfasst: *Die Alpen*.⁴

1732 wird das aus der Reise hervorgegangene Gedicht in Zürich gedruckt, als eines der längsten in einer noch ohne Verfasserangabe erscheinenden Sammlung unter dem Titel *Versuch Schweizerischer Gedichten* (das altmodisch gewordene Genitiv-n wird ab der 3. Auflage 1743 gestrichen)⁵ und in der ersten Auflage noch umstellt von Bescheidenheitstopoi, die in den weiteren rasch entfallen.⁶ Vor allem um der *Alpen* willen wird der *Versuch* zu einem deutschen, ja einem europäischen Bestseller, und er bleibt es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sein schmales lyrisches Werk und die zwischen 1721 und 1748 erschienenen neun Bände von Barthold Hinrich Brockes' enzyklopädischem *Irdischen Vergnüen in Gott* regen sich oft gegenseitig an. Lessing wird die ästhetischen Prinzipien seines *Laokoon* unter anderem aus der produktiven Kritik des *Alpen*-Gedichts ableiten.⁷ Und noch Goethe, der es zuerst in der väterlichen Bibliothek las, wird sich in *Dichtung und Wahrheit* respektvoll dieses – wenn auch aus seiner Sicht mittlerweile überholten – Pionierwerks einer neuartigen Naturdichtung erinnern und auf den eigenen Alpenreisen wie in den eigenen Lehrgedichten über die *Metamorphose* der Pflanzen und Tiere den von Haller gebahnten Wegen folgen.⁸ Weil im Laufe der Veröffentlichungsgeschichte zu Hallers Lebzeiten elf immer wieder überarbeitete Auflagen erschienen (und zahllose unrechtmäßige Nachdrucke), wird hier die Erstausgabe zugrunde gelegt; erst im Verhältnis zu ihr lassen sich viele der folgenden Veränderungen verstehen.⁹

Das aufgrund Neue an Hallers *Alpen* bestand in einer radikalen Neufassung von etwas sehr Altem, einem Perspektivenwechsel, der eine ehrwürdige Tradition schlagartig zeitgenössisch und aktuell werden ließ. Zwar handelt auch dieses Gedicht vom Lob eines einfachen und glücklichen Landlebens, wie so viele Vorgänger seit der bukolischen Dichtung der griechischen und römischen Antike, namentlich seit Hesiods *Werke und Tage*, den Hirtengedichten des Theokrit, den seinem Beispiel folgenden klassischen *Georgica* des Vergil. »The only undisputed authors of Pastoral« nennt Hallers englischer Lehrmeister Alexander Pope die Vorbilder Theokrit und Vergil in seinem *Discourse on Pastoral Poetry*.¹⁰ Schon in diesen klassischen Entwürfen geht es auch um den Gegensatz der ländlich-naturnahen Lebensweise zur Verdorbenheit der Städte; und die Schilderung des Goldenen Zeitalters in Ovids *Metamorphosen* gibt dieser Bukolik eine geschichts-

philosophische Perspektive. Hallers Gedicht bedient sich also durch- aus vertrauter Topoi. Doch seine Verse verschieben sie in den Anblick einer sehr konkreten, auf einer aktuellen Landkarte lokalisierbaren und dem Dichter erklärtermaßen aus eigener Anschauung intim vertrauten Landschaft, einer Landschaft überdies, die seit der Antike gerade nicht als bukolisches Idyll gegolten hatte, sondern als Inbegriff einer menschenfeindlich schroffen Wildnis.¹¹ Auch sie ist fern von »der Stätten Rauch« (V. 152) oder, wie Haller ab der 3. Auflage 1743 konkretisiert, »der Städte Rauch« (V. 162). Aber sie befindet sich in fuß- läufiger Nähe seiner Geburtsstadt, beinahe in Sichtweite.

Den Zugang zu ihr verdankt Haller seinem Zürcher Lehrer und Kollegen, dem Arzt und Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer, der kurz nach dem Erscheinen dieser Dichtung sechzigjährig starb (und auf dessen 1716 bis 1718 erschienene *Naturgeschichte des Schweizer Landes* einige Verse Hallers ausdrücklich anspielen).¹² Der Erfinder der Sintfluttheorie, der zufolge die Meeresablagerungen in den Alpen sich auf eine erdgeschichtlich konkrete Sintflut zurückführen ließen, war zum Pionier einer historischen Deutung der Natur und als Philo- soph zu einem Vordenker der Physikotheologie geworden. Lebens- lang hatte er sich bemüht, die naturnahen Lebensformen der Schweizer Alpenbauern als Muster und Vorbild einer gottgegebenen unverdorbe- nen Reinheit kennenzulernen und in patriotisch-gelehrten Abhand- lungen zu vermitteln.¹³

Was Haller in den achtundvierzig (ab der zweiten Auflage: neun- undvierzig) Strophen seines Gedichts entfaltet, nimmt diese Anregung auf. Zwar wiederholt und variiert es Versatzstücke der bukolischen Idyllik so ausführlich, dass moderne Leser oft überhaupt nur diese Schemata wahrnehmen, doch er verändert die Einstellungen so, dass die Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts eine gleichermaßen bestürzende wie beglückende Verwandlung des fernen Ideals in eine nahe Wirklich- keit zu erkennen glaubten. Die jahrhundertealte Unterscheidung zwi- schen bukolisch verklärter Idyllik und realistisch drapierter, das bäuer- liche Leben im Jahreskreis beschreibender »Landlebendichtung«¹⁴ ist darum bei Haller aufgehoben: Das wirkliche und in seiner Wirklich- keit pragmatisch vorbildhafte Idyll findet er an einem zeitlich und lokal genau bestimmten Ort des Landlebens mitten in Europa. Dieser Ort ist die Innerschweiz.

Doch Hallers Gegenstand ist noch enger und schärfer gefasst. Er konzentriert sich nicht auf »die Schweiz«, sondern in strikter Reduktion und realistischer Detailgenauigkeit auf spezifische Landschafts- und

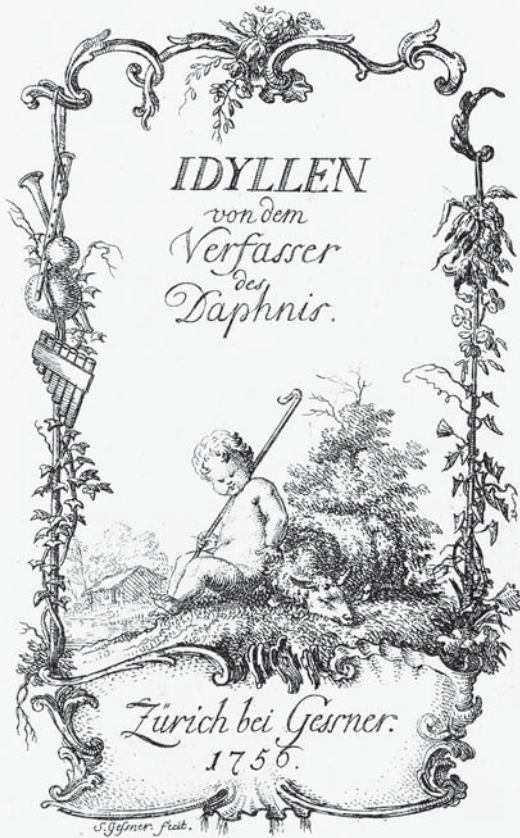
Lebensformen bestimmter Regionen der Innerschweiz, oder genauer, mit seinen Worten in einer erst 1748 eingefügten Anmerkung: »ich beschreibe hier die Einwohner der Bernischen [*also zum Kanton Bern gehörenden Alpen-*]Thäler Weißland und Siebenthal«. ¹⁵ Noch präziser rekonstruiert und differenziert der Schweizer Historiker Martin Stuber die »Lokalisierungsprozesse, die Haller zum einen auf das gesamte Berner Oberland, zum anderen auf einzelne Täler wie das Lauterbrunnental, das Oberhasli (▷Weißland◁) und das Simmental (▷Siebenthal◁) bezog« – Orte, die zwischen fünfzig und sechzig Kilometer von Bern entfernt liegen. ¹⁶

Im Berner Oberland findet der Berner Bürger, in einem klug komponierten »Mischungsverhältnis von Idealisierung und Lokalisierung«, die wunderbare Bestätigung seines calvinistischen Welt- und Menschenbildes. ¹⁷ Was Haller als *Die Alpen* schildert, das ist, wie eine 1748 hinzugefügte Anmerkung versichert, »nach dem Leben gemahlt.« ¹⁸ Das bezieht sich hier zwar nur auf die elfte Strophe, gilt aber zweifellos als Anspruch für das gesamte Gedicht. Wo in der antiken Bukolik stadtmüde Dichter auf ihren Landsitzen die Freuden einer stereotyp arkadisch drapierten Natur suchen (und dann jedes Mal auf Verhältnisse stoßen, die prekärer aussehen als erhofft); wo stoische Weisheitslehrer wie der griechische Epiktet und der römische Seneca die Tugenden des einfachen Lebens in allgemeinen Wendungen empfehlen; wo schließlich ihre zeitgenössischen Nachfahren von James Thomsons *The Seasons* bis hin zu den mehr als zwanzig Jahre nach Hallers Gedicht erscheinenden *Idyllen* seines schweizerischen Landsmanns Salomon Gessner antikisierenden Hirten und Schäferinnen in einem ebenso stereotypen und programmatisch geschichtsfernen Arkadien agieren lassen, da zeigt Hallers Gedicht die auf der Landkarte exakt zu lokalisierende Berg- und Almenlandschaft der Westschweiz, da nennt er Alpengipfel und Flüsse, Pflanzen und Gesteine beim Namen. Wenn er in der sechsten Strophe seiner *Alpen*-Dichtung proklamiert:

Was *Epictet* gethan / und *Seneca* geschrieben /
Sieht man hie ungelehrt und ungezwungen üben ¹⁹,

dann liegt die Neuigkeit im »hier«: zwischen Thuner See und Rhonetal, südlich von Bern. »Haller gab dem zeitlosen arkadischen Ideal einen konkreten Ort.« ²⁰

»Denn die Wahrheit zu sagen, der heutige Schäferstand ist derjenige nicht, den man in Schäfer-Gedichten abschildern muß«, hatte



»Ein entferntes Weltalter«:
Das von Salomon Gessner selbst
entworfene Titelblatt seiner *Idyllen* (1756).

Gottsched 1730 im *Versuch einer Critischen Dichtkunst* gewarnt und dafür so nüchterne wie bedrückende soziale Gründe geltend gemacht:

Unsre Landleute sind mehrentheils armselige, gedrückte und geplagte Leute. Sie sind selten die Besitzer ihrer Heerden, und wenn sie es gleich sind, werden ihnen doch so viele Steuern und Abgaben auferlegt, daß sie bey all ihrer sauren Arbeit kaum ihr Brod haben.²¹

Mit derselben Begründung wird noch Salomon Gessner im Vorwort zu seinen *Idyllen (An den Leser, 1756)*, dem »Höhe- und Endpunkt« des Genres,²² vierzehn Jahre nach Hallers Gedicht und trotz dieses glanzvollen Gegenbeispiels, erklären, dass er seine Szenen »in ein entferntes Weltalter« habe verlegen müssen, in das Goldene Zeitalter des Mythos: »weil sie für unsre Zeiten nicht passen, wo der Landmann mit saurer Arbeit unterthänig seinem Fürsten und den Städten den Überfluß liefern muß, und Unterdrückung und Armuth ihn ungesittet und schlaue und niederträchtig gemacht haben.«²³

Haller hingegen lässt nicht Daphnis und Chloe auf der poetischen Bühne eines *locus amoenus* in mythischen Ideallandschaften auftreten, sondern Milch- und Obstbauern im Berner Oberland des beginnenden 18. Jahrhunderts. Nicht von einem mythenweit entfernten Arkadien spricht er, sondern von seiner eigenen Heimat. Die aber, das wird zum Auslöser der europäischen Begeisterung werden, zeigt sich seinem Blick *als* ein neu belebtes, ein hier und jetzt vergegenwärtigtes Arkadien. Und sie zeigt sich so, dass auch die saure Arbeit der Untertanen, die Steuern und Abgaben und die Repressionen der Fürsten und Stadtbürger dabei auf überraschende Weise mit zur Sprache kommen.

Haller schreibt aus jüngsten Erfahrungen heraus, unter dem unmittelbaren Eindruck eines überwältigenden Erlebens. Das Gedicht sei, so erläutert die nur wenige Sätze umfassende, aber wirkungsmächtige Prosa-Vorrede, die er dem Gedicht in der dritten Auflage 1743 voranstellt, »die Frucht der großen Alpen-Reise, die ich An[no] 1728 mit dem jetzigen Herrn Canonico und Professor Geßner in Zürich getan hatte«. Gemeint ist der angesehene Naturforscher Johannes Gessner (1709-1790, ein weitläufiger Verwandter des Idyllen-Dichters), Hallers damaliger Studienfreund und jetzt sein medizinischer Kollege in Zürich.

Was Haller aber inmitten seiner Heimat wiederfindet, was er dort als Erwachsener wiedererkennt, was er als lebendige Wirklichkeit er-

lebt, das ist – so sagt es sein Gedicht – überraschenderweise jene »Be-glückte güldne Zeit« die, im antiken Mythos und bei dessen zeitgenös-sischen Bewunderern, als paradiesisches »Geschenk der ersten Güte«, als Morgengabe des Schöpfers an Adam und Eva überreicht worden sei. Was dem sündigen Menschen dann durch denselben Schöpfer (Haller schreibt: durch den »Himmel«) einst wieder entzogen worden ist – in seiner schweizerischen Gegenwart entdeckt er es zu seinem Erstaunen wieder. Aber nicht als stilisiertes Idyll, sondern als alltäg-liche Lebenswirklichkeit.

Goldenes Zeitalter und Subsistenzwirtschaft

Das ist die große Entdeckung, von der seine Dichtung Zeugnis geben soll: dass das Paradies der Bibel, das Goldene Zeitalter der antiken Mythologie,²⁴ keineswegs »so zeitig weggerückt« worden sei, son-der in Wahrheit noch immer existiere, nur in etwas anderer Gestalt als in den biblischen, griechischen und römischen Erzählungen und Bildern. Ein Paradies, hier in der Schweiz und jetzt im frühen 18. Jahr-hundert. Weder habe, so deutet Haller an, die Vertreibung aus dem Garten Eden stattgefunden, auf dass fortan der Mensch »die Erde bebaue, von der er genommen war« (Gen 3,23), noch litten die Nach-fahren Adams und Evas am Fluch der Arbeit, die sie auf dem Acker »mit Mühsal« und »im Schweiß deines Angesichts« tun müssten (Gen 3,17-19). Im Gegenteil. Die Arbeit, die im biblischen Mythos als Strafe über die sündigen Menschen verhängt worden ist, erweist sich, besucht man dieses Paradies und schaut den zeitgenössischen Adams und Evas zu, gerade als Voraussetzung und als Teil des paradiesischen Glücks. Indem sie die gegebene Natur menschenfreundlich nutzt und ausgestaltet, bedeutet sie trotz der unumgänglichen »Müh« keine Qual, sondern wird zur Wohltat für Leib und Seele:

Ihr [*der Bergbewohner*] thätig Leben stärkt der Leiber reife
 Kräfften /
 Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
 Die Arbeit wekt sie auf / und stilltet ihr Gemüthe /
 Die Luft macht sie gering / und die Gesundheit leicht
 (V. 153-156)

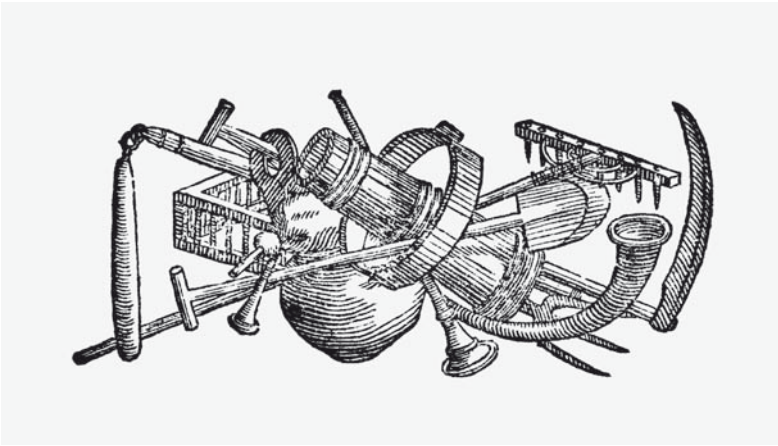
Dies ist der Hauptunterschied zwischen dem Paradies, der »Gülden Zeit« des Mythos, und der goldenen Gegenwart: »dass der Mensch als Kulturträger begriffen wird, genauer: als die Landschaft für seine Zwecke Mitgestaltender«. ²⁵

Mit solchen Vorstellungen bewegt sich Hallers Werk im selben Zusammenhang wie dasjenige des Zeitgenossen Jean-Jacques Rousseau und steht doch im genauen Gegensatz dazu. ²⁶ Wo Rousseau im *Discours sur l'inégalité* (1755) die ersten in Familienverbänden lebenden Menschen in der Freiheit eines »einfachen und solitären Lebens« auftreten lässt, ²⁷ da zeigt Haller sie bei einer unablässig Glück und Zufriedenheit erzeugenden Arbeit: nicht als unentfremdeten Teil einer Natur, die sich ihnen schenkt wie das Schlaraffenland, sondern als liebendes Gegenüber einer Natur, die sich ihnen anbietet und auf die sie tätig, schaffend und die Natur so vervollkommnend antworten. Wo Rousseau seine edle Wildnis präsentiert, da beobachtet Haller den Prozess der Zivilisation, der mit der menschlichen Arbeit beginnt, als den wahren Ort des Paradieses auf Erden. ²⁸

Das Gedicht bietet ein Panorama unverdorbener Ursprünglichkeit, weil es eine Arbeitswelt präsentiert. In einer auf bezeichnende Weise doppeldeutigen Formulierung hat Haller in seinem 1733 verfassten Gedicht über die *Vergnügung aus denen Wissenschaften. An Herrn Dr. Geßner* diese Berner Alpen in ihrem ursprünglichen Zustand als einen »ungepflanzten Blumen=Garten« beschrieben – einerseits also als einen Garten, den die Natur schon selbst angelegt hat, andererseits als einen Garten, den erst die kundigen Hände des angeredeten Menschen daraus zu gestalten vermögen:

Bald lókt dich Flora nach der Au /
 Wo tausend Blumen stehn im Thau /
 Die alle auf Dein Auge warten;
 Auch auf der Alpen kühler Höh
 Liegt für Dich unterm tiefen Schnee /
 Ein ungepflanzter Blumen=Garten. ²⁹

Dass Flora »lockt«, dass »tausend Blumen [...] alle auf Dein Auge warten«, das wird in späteren Auflagen weiter pointiert zu: »buhlend auf Dein Auge warten«. In dieser eigentümlichen Wendung erscheinen die den Menschen erwartenden Blumen als Liebende, die einen Liebhaber empfangen wollen. Die Arbeit, die von den Menschen im schon vorgefundnen, »ungepflanzten Blumen=Garten« getan werden soll, wäre in der Konsequenz dieses Bildes so etwas wie ein ökologischer Liebesakt.



Arbeitsgeräte der Kleinbauern:
Schlussvignette von Hallers *Alpen* (9. Auflage 1762).

In der ersten Auflage seines *Alpen*-Gedichts setzt Haller nach dem Prolog, gleich in der zweiten Strophe, mit einer eigenartig negierenden Version der konventionellen Klage über den Verlust des Goldenen Zeitalters ein. Er beklagt ihn gerade *nicht* wegen der paradiesischen Sorglosigkeit eines Schlaraffenlandes, sondern aus anderen Gründen:

Beglückte güldne Zeit / du Erstgeburt der Jahren /
 O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
 Nicht / weil die Zeiten noch ein stäter Frühling waren /
 Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt;
 Nicht weil die falbe Saat stäts brache felder dekte /
 Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lieff;
 Nicht weil kein kühner Löw die schwachen Perche³⁰ schreckte /
 Und ein verirrtes Lamm bey Wölffen sicher schlieff;
 Nein / weil der Mensch noch nicht voll lüsternen Verlangen
 An dem geschätzten Nichts der Eitelkeit gehangen.³¹

Dabei zeigen gleich die folgenden Verse, dass auch das Verneinte insofern zum Panorama alpenländischer Glückseligkeit gehört, als auch dort Eintracht zwischen Mensch und Natur zu herrschen scheint. Doch nicht die Bequemlichkeit macht hier das Paradies, sondern im Gegenteil die froh bejahte Notwendigkeit der Arbeit, die es sich am

Gegebenen genügen lässt und deshalb in solcher Weise damit umgeht, dass das Land mit seinen vergleichsweise sparsamen Ressourcen zum Land von Milch und Honig *wird*. Und zwar buchstäblich. Die Reihe der folgenden »Gemähld« wird die Bergbewohner als fleißige Milchbauern zeigen, die sich nebenbei dem Anbau »honig«süßer Früchte widmen; die mythologischen Bilder, die hier in den Anfangsstrophen aufgerufen werden, werden im weiteren Gedicht als agrarwirtschaftliche Realien wiederkehren.

Präzise leitet Haller sein Idealbild einer gleichermaßen paradiesischen und archaisch-heroischen Lebensform aus natürlichen Gegebenheiten ab. Im Frühling und Sommer besteht die wichtigste Quelle von Leben und Wohlstand in der Milchwirtschaft. Im Frühling eilen die Senner auf die Almen, »des Viehes Speiß zu finden // Wo kaum noch durch das Eiß der Kräutern Spize sprießt«. Und die Freude an der neu wachsenden Nahrung teilen sie mit ihrem Vieh: Das »grüßt den Berg mit Freuden / Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden« (V. 167-170). Der Hirt »treibt den trägen Schwarm der schwer beleibten Kühen« auf die Weide: »Sie irren langsam um / wo Klee und Muttern blühen / Und mäh'n das zarte Gras mit scharffen Zungen weg.« (V. 175-180) Was so am Tage verzehrt wird, ergibt am Abend die Milch. Dann »eilt die satte Schaar von Überfluß geschwängert / Mit schwärmendem Geblök gewohnten Ställen zu«; dann wird gemolken oder, in Hallers poetischer Drastik, »der süsse Schaum der Eutern ausgedrüket«. ³²

Im Herbst mähen die Hirten das »falbe Gras« für die Winterfütterung: »Den Schmuck der Erde fällt der Sense krummer Lauff« (V. 192, 196). Und was die Weiden nicht hergeben, das liefert als Nahrungsergänzung der Eichenwald: »Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu« (V. 45f.). Derselbe Wald sorgt zudem für den Brennstoff, der den kalten Winter überstehen hilft: »Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten / Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt«. Aus den Bestandteilen der reich flutenden Milch gewinnen die Bewohner dieser gesegneten Gegenden schließlich auch festere Speisen, Rahm und Quark etwa, Molke und Käse (»Zieger«); und die so erarbeiteten Vorräte reichen auch über den Winter aus. Detailliert verfolgt Hallers Gedicht den Gang der milchverarbeitenden Landwirtschaft:

Indessen daß der Frost sie nicht entblößt berüke /
 So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Meel.
 Hier wird auf strenger Glut geschiedner Ziger dike
 Und dort verdickt die Milch sich in ein stehend Oel.
 Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Schotten³³ /
 Dort trennt ein jährend [*gärender*] Saur das Wasser und das Fett.
 Hier wird aus dünner Milch der zweyte Raub gesotten³⁴ /
 Dort bildet den neuen Käß ein rund geschnitten Brett.
 Das ganze Haus greift an / und schämt sich lähr zu stehen /
 Kein Slaven-Handwerk ist so schwer als müssig gehen.

(V. 231-240)

Im Spätsommer und Herbst kommt zur Milch- noch die Obstwirtschaft hinzu. Auch hier liebt Haller es genauer: Geerntet werden Äpfel, Birnen und jene Pflaumen, dank deren Süße im Bergland nicht nur Milch, sondern auch Honig fließt.

Des Frühlings Augen=Lust weicht grösserem³⁵ Vergnügen /
 Die Früchte funkeln da / wo vor die Blühte stund /
 Der Aepffeln reifes Gold durchstriemt mit Purpur-Zügen /
 Beugt den gestützten Ast und nähert sich dem Mund.
 Der Birnen süß Geschlecht / die Honig reiche Pflaume
 Reizt ihres Meisters Hand / und wartet an dem Baume.

(V. 205-210)

Süß und honigreich, leuchtend wie Gold und funkelnnd wie Edelsteine: als die wahren Schätze und Reichtümer der umgebenden Natur lassen sich die Lebensmittel ernten. Genauer gesagt: Sie lassen sich nicht nur ernten, sie bieten sich den Menschen von selber an; sie »warten« ausdrücklich darauf, sich ihnen nützlich machen zu können.

In diesen Passagen gewinnt die Ansicht eines wechselseitigen Entgegenkommens von Mensch und Ressourcen beinahe Züge eines erotisch liebenden Geschehens: Wie die honigreiche Pflaume ihres Meisters Hand »reizt«, so »nähert sich« der Apfel von sich aus dem Mund, kommt ihm bereitwillig entgegen – die Erntearbeit wird geschildert, als handle es sich um einen Liebesakt. Wohl nicht zufällig spielen diese kleinen Szenen auf die biblischen Bilder des Paradieses an; und so metaphysisch gesetzt wie diese ist auch die nirgends weiter begründete Gewissheit, dass die Bäume mit ihren Früchten für sich allein gewissermaßen unfertig und unglücklich seien und erst in der Gemeinschaft mit den Menschen zu sich selber kämen.³⁶ Nur bleibt

hier, anders als in der Genesis, der kundige und arbeitsame Wechseltausch zwischen dem Menschen, der den Apfelbaum zur Ertragssteigerung stützt, und der Frucht, die sich ihm liebend anbietet, ganz frei von Verbot, Verführung und Sünde. In Hallers ökologisch vollkommen ausbalanciertem Paradies fehlt die teuflische Schlange.

Ebenfalls im Herbst eröffnet die umgebende Natur den Bergbewohnern noch eine dritte Ressource: das Wild, das sich wie die Kühe auf den Weiden vom Gras ernährt hat. Der Milch- und Obstbauer wird nun zum »Jäger« (V. 224), der hier den »Böken« nachstellt, dort »ein leichtes Reh« erlegt und »ein schüchtern Gemsch« verfolgt (V. 225-227).

Mit anderen Worten: Die in diesen Versen durchwanderte Landschaft ist ärmer als andere Weltgegenden, aber gerade reich genug, um eine wohlgeordnete Ökonomie ohne Armut und ohne Überfluss zu ermöglichen, »Wo nichts / was nöthig / fehlt / und nur was nuzet / blüht.« So Haller, die Fülle der Einzelbeobachtungen zusammenfassend, in der einunddreißigsten Strophe (V. 308). Das ist das sachlich konkrete Zentrum seines Lobliedes auf das Landleben der Bergbauern im Berner Oberland: die Beschreibung einer stabilen Subsistenzwirtschaft auf ökologischer Grundlage. Alle im Laufe des Gedichts geschilderten Erträge dieser Milch- und Obstwirtschaft, Wasser und Holz, Eicheln und Obst, Milch und Käse, sind Teil eines Segens-Stroms zum beiderseitigen Vorteil der menschlichen und der Natur-Ökonomie – eines Stroms, der sich »dem Volk« anbietet, der »uns entgegen« strömt, wie Haller es vom Quellwasser sagt:

Dringt durch der Klippen Fug / *und eilt gebraucht zu seyn.*
Die Würze der Natur / der Ländern reichster Segen
Beut selbst dem Volk sich an / und strömet uns entgegen.³⁷

Dies ist das zweite Mal, dass der Sprecher sich selbst in das geschilderte Volk einbezieht. Zum ersten Mal geschah das in dem Augenblick, in dem der junge Hirt frohgemut zu seiner Arbeit aufbricht. Auch dort redete der Wanderer so, als sei er selber Teil dieser glücklichen Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft, morgens,

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüßen
Und *uns* das Aug der Welt die ersten Blike giebt« (V. 171 f.).³⁸

Was das Bild des Stroms nicht nur metaphorisch, sondern (da der gleichmäßige Wasserkreislauf die Voraussetzung des alpinen Landlebens ist) auch metonymisch zusammenfasst, ergibt – im Gegensatz



Die wilde und die bewirtschaftete Natur:
Illustration aus Hallers
Versuch Schweizerischer Gedichte (4. Auflage 1748).

zum Bild vom »grossen Bau der Welt« in Vers 352 – keine lineare, sondern eine *kreisende* Bewegung. Die Ressourcen, die »uns« von der Landschaft angeboten werden, werden vom Menschen genutzt, der seinerseits liebevoll und schonend mit ihr umgeht. Ökologische Wechselbeziehungen aber bestehen auch *innerhalb* der unterschiedlichen Ressourcen-Bereiche. Die geologische Beschaffenheit des Geländes sorgt dafür, dass das Wasser der sich abregnenden Wolken auf natürliche Weise die Wälder, Viehweiden und Obstgärten bewässert:

Der Berge ewig Eiß / der Felsen steile Wände /
Sind selbst zum Nutzen da / und tränken das Gelände. (V. 309f.)

Das so getränkte Land bringt das Gras und die Kräuter hervor, von denen sich sowohl das Milchvieh als auch die gejagten Tiere nähren, denen wiederum die Bergbewohner Milch, Käse und Fleisch verdanken; auf ihm gedeihen auch die Apfel-, Birn- und Pflaumenbäume, die zur Grundlage der Obstwirtschaft werden.

Ab der vierunddreißigsten Strophe lässt der wandernde Beobachter seinen Blick dann weiter über die engeren Schauplätze des bisherigen Gedichts hinausschweifen, zuerst über die angrenzenden Bergregio-

nen, dann immer weiter nach Süden. Dabei bemerkt er zunächst, im Kontrast von ›hier‹ und ›dort‹, unterschiedliche Vegetationszonen. Im panoramatischen Rundblick zeigt »ein kahler Berg« nur »verjährtes Eiß«, während nahebei »voll Futter reicher Weide / Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken« erkennen lässt:

Sein sanffter Abhang glänzt von reiffendem Getreyde /
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.

Dieser Ausblick über die engeren Schauplätze seines Gedichts hinaus ist die einzige Stelle, in der in Hallers *Alpen* Getreide erwähnt wird. Dass es zuvor nicht vorkam, obgleich es sich leicht ins konventionelle Bild bukolischer Fülle gefügt hätte, zeigt die Präzision seines naturwissenschaftlichen Blicks – eines Blicks, der nun am Ende der Strophe zu der Feststellung führt:

Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen /
Trennt nur ein enges Thal / wo kühle Schatten wohnen.

(V. 331-340)

Ökologische Subsysteme, buchstäblich Vegetations-»Zonen« sind es, die Haller mit diesem Fachbegriff unterscheidet: Hinter dem Betrachter liegt die bescheidene Welt der Milchbauern, vor ihm jenseits des Tals das »fruchtbare Gebürg«, das auch Getreideanbau erlaubt; dazwischen liegt das schattige Tal. Was die Gedichtüberschrift als *Die Alpen* zusammenfasst, erweist sich als Ensemble unterschiedlicher Natur- und Kulturlandschaften: »Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden.« (V. 359)

Das für ihre Ökonomie und Lebensführung wichtige *Wissen* erlangen Hallers Bergbewohner ganz ohne äußere Hilfe, nur aus der eigenen Empirie. Weil sie die im Gedicht so detailgenau geschilderten Vorgänge beobachten und bedenken, können sie ohne Gelehrsamkeit zu den zuverlässigen Haushältern der Natur werden, als die das Gedicht sie vorstellt:

Der eine lehrt die Kunst / das Schicksal künfft'ger Tagen
Im Spiegel der Natur vernünfftig vorzusehn /
Er kan der Winde Strich / den Lauf der Wolken sagen /
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn.
Er kennt des Mondes Krafft / die Würkung seiner Farben /
Er weiß / was am Gebürg ein früher Nebel will.
Er zählt im Merzen schon der fernen Ernde Garben /
Und hält / wenn alles mäht / bey nahem Regen still.

Er ist des Dorfes Raht / sein Ausspruch macht sie sicher /
Und die Erfahrung dient ihm vor tausend Bücher.

(V. 251-260)

Denn, wie Haller schon in der sechsten Strophe proklamiert hat: »Hier herrschet die Vernunft von der Natur geleitet.« (V. 57) Gerade weil hier, als habe niemals ein Sündenfall die Menschheit von ihrem Ursprung abgebracht, das »Nichts« der Eitelkeit verachtet wird – dieser auch bei Haller noch mit Gryphius'scher Inbrunst verworfenen »vanitas« –, wird das bebaute Land, im Zusammenwirken von natürlichen Ressourcen und menschlicher Arbeit, zum Paradies. Anstelle des »lüsternen Verlangens«, das in der abgefallenen Welt drunten und draußen die sündigen Menschen aus dem Paradies vertrieben hat, ist es hier die natürliche »Tugend«, die ihre Freude in der Arbeit findet. Sie macht die »Müh zur Lust« und die (ja nur relative) Armut zur Voraussetzung eines dauerhaften Glückszustandes:

Ihr Schüler der Natur! gebohrt' und wahre Weisen!
Die ihr auf Schweizer=Lands beschneyten Mauren wacht /
Ihr / und nur ihr allein kennt keine Zeit von Eisen /
Weil Tugend Müh zur Lust / und Armuth glücklich macht;
Das Schicksal hat euch hier kein *Tempe* zugesprochen /
Die Wolken die ihr trinkt / sind schwer von Reif und Straal;³⁹
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen /
Und ein verewigt Eiß umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles diß verbessert /
Der Elemente Neid hat euer Glük vergrössert.

(V. 21-30)

Gerade die Schwierigkeiten, vor die sich die Bergbauern durch lange Winter und kurze Vegetationsperioden gestellt sehen, werden ihnen zum Ansporn einer Arbeit, die mit den begrenzten Ressourcen sinnreich umgeht; das weitere Gedicht wird sowohl die Beschaffenheit dieser Ressourcen als auch die Formen dieses Arbeitens weiter entfalten. Der Friede, der hier – und nur hier in der ersten Fassung – so betont wird, besteht gleichermaßen zwischen Mensch und Natur wie zwischen Mensch und Mensch. Der Satz »Ihr / und nur ihr allein kennt keine Zeit von Eisen« markiert eine *geschichtliche* Ausnahmeposition dieses durch die Mauern der Gebirge als ein *hortus conclusus* von der übrigen Welt getrennten und durch das Zusammenwirken von Naturgegebenheiten und menschlicher Arbeit hervorgebrachten Paradies-

ses: Unter den hier bestehenden Bedingungen ist eine Zeit der Kämpfe und Kriege niemals notwendig geworden.⁴⁰

Begründet wird das Glück der Alpenbauern aber nicht allein durch die Ressourcen, die ihnen die Natur zur Verfügung stellt, sondern auch durch diejenigen, die sie ihnen *vorenthält*. Schon bevor von den Wirtschaftsformen die Rede ist, die in den Schweizer Alpen möglich sind, schon in der fünften Strophe macht Haller deutlich, was hier *fehlt*:

Laß seyn / daß die Natur der Erde Ranfft⁴¹ versteinet /
 Genug dein Pflug geht durch / und deine Saat errinnt;⁴²
 Sie hat dich von der Welt mit Bergen abgezäunet /
 Weil sich die Menschen selbst das größte Elend sind;
 Dein Trank ist reine Flut und Milch die meisten Speisen /
 Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
 Der Bergen tieffer Schacht gibt dir nur schwirrend Eisen /
 Wie sehr wünscht Peru nicht / so arm zu seyn als du!
 Dann wo die Freyheit herrscht / wird alle Mühe minder /
 Die Felsen selbst beblümt / und *Boreas* gelinder.

(V. 41-50)

Wie in Hallers Alpen keine reichen Bodenschätze die Gier der Bewohner oder die Raublust der Fremden anstacheln, so verführt auch kein Weinbau sie zu Trunksucht und Rausch; sie sind nicht nur arm, sondern auch nüchtern:

Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben /
 Man preßt kein jährend [*gärendes*] Naß gequetschten
 Beeren ab.
 Die Erde hat zum Durst nur Brünnen hergegeben /
 Und kein gekünstelt Saur beschleunigt uns zum Grab.
 Beglückte klaget nicht; Ihr wuchert im verlieren /
 Kein Gut / kein nöthig Trank / ein Gift verlieret ihr.
 Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren /
 Der Mensch allein trinkt Wein / und wird dadurch ein Thier.

(V. 211-219)

Wieder ist es ein konkreter ökologischer Zusammenhang, den Haller in seinem tugendhaften Lob der Nüchternheit herausarbeitet, der Zusammenhang zwischen gegebenen (»Die Erde hat zum Durst nur Brünnen hergegeben«) und fehlenden natürlichen Ressourcen (»hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben«) auf der einen Seite, menschlicher Arbeit und menschlichem Wohlergehen auf der anderen;

und unter dem so geschärften Blick wird auch die anthropologische Differenz relativiert: Zum sprichwörtlich-redensartigen »Thier« wird der Mensch in diesen Gegebenheiten gerade darum nicht, *weil* er es in der Beschränkung auf das von der Erde geschenkte Wasser und dem daraus folgenden Befinden den realen Tieren *gleich tut*.

Kein Eden, kein Arkadien: Hallers Entwurf eines Dritten

Mit alldem verwirklicht die ökologisch begründete Ökonomie der Schweizer Alpen in Hallers Gedicht weder eine Wiederkehr eines biblischen Eden (so sehr ihm das Bild eines glücklichen Lebens im von Gott geschaffenen Garten ähnelt) noch eine Variante des thessalischen Tempe (dem zum klassischen *locus amoenus* gewordenen Flusstal mit seinem Apoll-Heiligtum, das doch mit den Alpen die felsige Berglandschaft teilt).⁴³ Sie stellt vielmehr, im markierten Kontrast zu beiden mythologischen Modellen und in Übernahme von Merkmalen beider, ein *Drittes* dar zwischen Eden und Arkadien: ein Paradies als Arbeitswelt, eine Arbeitswelt als Paradies. Gerade die Arbeit, die im biblischen Mythos als Bestrafung der Sünde von Adam und Eva erduldet werden muss, garantiert hier die Fortdauer eines glücklichen Urzustands, der niemals verloren gegangen ist. Voraussetzung dieser Stabilität ist ein in wohlverstandener Eigeninteresse umsichtiger Umgang mit den natürlichen Ressourcen. Ein »nachhaltiger« Umgang – wie man nicht erst heute sagen würde, sondern bereits zu Hallers Zeit gesagt hat.

Das Konzept der »Nachhaltigkeit« ist 1713, wenige Jahre vor Hallers Dichtung, zum ersten Mal am Beispiel der durch den Holzbedarf des Bergbaus bedrohten Waldbestände formuliert worden, in einer nachmals vor allem wegen dieser Passagen berühmt gewordenen Schrift des sächsischen Forstökonomens Hans Carl von Carlowitz:

wenn das Holtz einmahl verwüestet / so ist der Schade in vielen Jahren / sonderlich was das grobe und starcke Bau-Holtz anbelanget / ja in keinem *seculo* zu *remediren* [...] Wird derhalben die größte Kunst / Wissenschaft / Fleiß und Einrichtung hiesiger Lande darinnen beruhen / wie eine sothane *Conservation* und Anbau des Holtzes anzustellen / daß es eine *continuirliche* beständige und